



Marie Frühauf & Marcel Schmidt

Imperiale Männlichkeit

Sorge- und Geschlechterdimensionen der imperialen Lebensweise

Einleitung

Die Frage nach dem Zusammenhang von Geschlechter- und Naturverhältnissen ist keine neue (u.A. Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983), und doch rückt sie in den aktuellen gesellschaftstheoretischen und philosophischen Auseinandersetzungen um Mensch-Natur-Verhältnisse erst jetzt wieder in den Mittelpunkt, und zwar insbesondere vermittelt über die Frage nach den (unzureichenden) Sorgeverhältnissen gegenüber der Natur wie auch gegenüber Anderen. Neben strukturellen Perspektiven auf eine grundlegende gesellschaftlich institutionalisierte „Sorglosigkeit“ (Aulenbacher 2020) entstehen gegenwärtig Versuche, den Zusammenhang von Geschlechter- und Naturverhältnissen auch auf der Ebene des Alltagslebens kapitalistischer Gesellschaften genauer aufzuzeigen. Care-Perspektiven können hier insbesondere an das Konzept der imperialen Lebensweise von Ulrich Brand und Markus Wissen (2017) anknüpfen, wie dies auch zum Teil bereits in den Diskussionen um das Konzept von Caring Masculinities geschieht (siehe z.B. Heilmann 2019). Im Folgenden möchten wir solche potenziellen Anschlussstellen zusammenbringen und danach fragen, inwiefern sie einen Blick auf die Vermittlung individueller sowie gesellschaftlicher Geschlechter- und Naturverhältnisse ermöglichen. Wir fragen danach, welche Schwierigkeiten und Fallstricke in der aktuellen Diskussion liegen, um ausgehend davon unter dem Begriff der imperialen Männlichkeit eine Weiterentwicklung der Diskussionen vorzuschlagen.

1. Zum Konzept der imperialen Lebensweise

Die Diskussion um gesellschaftliche Naturverhältnisse¹ fokussiert die gesellschaftliche Ausgestaltung und Regulierung der Beziehungen der Menschen zur Natur. Das Konzept der imperialen Lebensweise ist in diesem Zusammenhang von Brand und Wissen (2017) entwickelt worden, um zu analysieren, wie sich diese Verhältnisse insbesondere im Alltag der Subjekte manifestieren. Denn sie sprechen der Verankerung des herrschaftsförmigen Zugriffs auf natürliche Ressourcen in den alltäglichen Produktions- und Lebensweisen eine wichtige Bedeutung zu, führt diese doch aus hegemonietheoretischer Perspektive zu einer breiten Akzeptanz dieser Verhältnisse sowie zu der damit einhergehenden Schwierigkeit, sie zu verändern (siehe Schoppek/Brand/Brensell in diesem Heft). Der Begriff der Lebensweise fokussiert dabei „die Produktions-, Distributions- und Konsumnormen, die tief in die politischen, ökonomischen und kulturellen Alltagsstrukturen und -praxen der Bevölkerung [...] eingelassen sind. [...] Zugespielt formuliert: Die Standards des ‘guten’ und ‘richtigen’ Lebens [...], werden im Alltag geprägt, auch wenn sie dabei Teil umfassender gesellschaftlicher Verhältnisse und insbesondere von materiellen und sozialen Infrastrukturen sind“ (Brand/Wissen 2017: 44 f.). Die Lebensweise von Menschen ist ihnen also nicht äußerlich, sondern „bringt [...] die Subjekte in ihrem Alltagsverstand hervor, normiert sie und macht sie gleichzeitig handlungsfähig.“ (ebd.: 45)

Brand und Wissen entwickeln den Begriff der Lebensweise in Abgrenzung zum Begriff der Lebensführung und des Lebensstils. So rekurriert der Begriff der Lebensführung – mit Bezug auf Diezinger (2008) – auf die Art und Weise wie Menschen die Herausforderungen ihres Alltags im Rahmen ihres jeweiligen „Zugang[s]“ sowie ihrer „Verfügungsmöglichkeiten über materielle, kulturelle und soziale Ressourcen“ „zu einem einigermaßen kohärenten Lebensentwurf integrieren“ (Brand/Wissen 2017: 46). Demgegenüber nimmt der „Begriff der Lebensweise [...] stärker die Modi der Herstellung und Verteilung der Bedingungen der Lebensführung – materiell wie kulturell – in den Blick“ (ebd.: 47). Vom Begriff des Lebensstils grenzen sie sich – insbesondere mit Bezug auf Rössel und Otte (2011) – insofern ab, als dass er „ein Moment der Wahlfreiheit beinhaltet, das von der Klassenstruktur, von Geschlechterverhältnissen und rassistischen Verhältnissen sowie der nationalstaatlichen Verfasstheit kapitalistischer Gesellschaften abstrahiert“ (Brand/Wissen 2017: 47), so als wäre die integrative

1 Zum Begriff der gesellschaftlichen Naturverhältnisse siehe den Artikel von Brand/Brensell/Schoppek in diesem Heft.

Leistung der Lebensführung letztlich eine individuelle Frage „geschmacklicher Präferenzen“ (ebd.). Gegenüber dem Begriff des Lebensstils nimmt der Begriff der Lebensweise also stärker die in die genannten gesellschaftlichen Strukturen (Klasse, Race, Geschlecht, Nationalstaatlichkeit) „eingelassenen Asymmetrien“ in den Blick, „ohne den Individuen dabei jegliche Wahlfreiheit abzusprechen“ (ebd.).

Als imperial bezeichnen sie diese gegenwärtige Lebensweise, weil sie nicht nur das alltägliche Leben, d.h. die sozio-ökonomischen und ökologischen Lebensbedingungen und damit die gesellschaftlichen Naturverhältnisse „in den kapitalistischen Zentren“ (ebd.: 44) des so genannten globalen Nordens prägen, sondern über einen „politisch, rechtlich und/oder gewaltförmig abgesicherten [...] Zugriff auf Ressourcen, Raum, Arbeitsvermögen und Senken“ (ebd.: 83) auch die des ‘globalen Südens’:

Der Begriff der imperialen Lebensweise verbindet den [erwerbstätigen wie privaten, d. A.] Alltag der Menschen mit den gesellschaftlichen Strukturen. Er beansprucht, die sozialen und ökologischen Voraussetzungen der vorherrschenden Produktions- und Konsumnormen sowie die Herrschaftsverhältnisse, die in diese Voraussetzungen eingelassen sind, sichtbar zu machen. Und er will erklären, wie Herrschaft im neokolonialen Nord-Süd-Verhältnis, in den Klassen- und Geschlechterverhältnissen sowie durch rassistische Verhältnisse in den Praxen des Konsums und der Produktion normalisiert wird, sodass sie nicht länger als solche wahrgenommen wird. (ebd.: 46)

Damit ist der Rückgriff auf den Begriff imperial als Versuch zu verstehen, die Beziehungen der alltäglichen Lebensweisen hierzulande zum sogenannten ‘globalen Süden’ sichtbar zu machen. Im Alltag verankerte hegemonial gewordene Leitbilder von Wohlstand und einem ‘guten Leben’ beruhen systematisch darauf, dass sie ihre Umweltkosten ausblenden und in andere Länder auslagern. Es geht folglich um eine im „globalen Maßstab“ (ebd.: 43) allgemein gewordene gesellschaftliche Lebensweise, die durch das alltägliche Vorherrschen von gegenüber sozialen und ökologischen Folgen ignoranten und geradezu sorglosen ökonomischen Wachstumspolitiken entsteht. Sie konstatieren jedoch auch, dass diese Lebensweise zunehmend weniger gelingt, denn aufgrund ihrer sozialen und ökologischen zerstörerischen Ausmaße lässt sich diese nur bedingt verallgemeinern. Ihre Kosten können immer weniger externalisiert werden und geraten dadurch deutlicher ins Sichtfeld ihrer Akteur:innen.

Wie sich bereits andeutet, streifen Brand und Wissen in ihrer Analyse der imperialen Lebensweise auch die Frage nach den Geschlechterverhältnissen. So betonen sie ausdrücklich, dass „der andro- und eurozentrische Lebensentwurf einer ‘hegemonialen Männlichkeit’ [...] integraler Bestandteil der imperialen Lebensweise“ (ebd.: 54) sei. Geschlechterverhältnisse werden somit von ihnen als

Differenzierung markiert, bleiben aber als systematischer Bezugspunkt noch wenig ausbuchstabiert. Kürzlich hat Wissen (2022: 218f) u.a. im Anschluss an Christa Wichterich sowie an Nancy Frasers Analysen einige Verbindungslinien zwischen der imperialen Lebensweise und der Krise sozialer Reproduktion herausgearbeitet. Neben solchen strukturellen Überlegungen wollen wir im Folgenden insbesondere möglichen Perspektiven auf den Alltag der Subjekte nachgehen, die den Zusammenhang von Geschlechter- und Naturverhältnissen in den Blick rücken.

2. Caretheoretische Anschlussstellen an das Konzept der imperialen Lebensweise

Die Diskussionen um den Zusammenhang von Geschlechter- und Naturverhältnissen reichen bis in die 1980er Jahre zurück. Feministische Perspektiven beschrieben damals die „kapitalistische, patriarchale und rassistische Ausbeutung von Menschen und der Natur als herrschaftsförmige Unterwerfung und Aneignung lebendiger ReProduktivität“ (Bauhardt 2018: 2). Kerngedanke hierbei ist, dass die wachstumsorientierte Produktionsweise jegliche Care-Tätigkeiten, die zur sozialen und natürlichen Reproduktion des Lebens notwendig sind, aneignen und integrieren muss, um funktionsfähig zu bleiben, ohne jedoch für deren Kosten aufzukommen bzw. für deren Gelingen zu sorgen. In den Blick geraten damit all jene reproduktiven Care-Tätigkeiten, die über eine kulturelle Geschlechterordnung abgestützt von Frauen in einem vermeintlichen ökonomischen ‘Außen’, im Privaten unentgeltlich geleistet wurden (u.A. Klinger 2013; Soiland 2018; Fraser 2024). Es ist daher diese gesellschaftliche Externalisierung von Care-Arbeit über eine innergesellschaftliche Geschlechterhierarchie, in der eine Analogie im Hinblick auf das „räuberische, extraktivistische Verhältnis zur Natur“ (Fraser 2024: 69) erkannt wird. Denn, wie Fraser bemerkt, funktionieren beide über einen ganz ähnlichen Mechanismus. Auch die Natur wird ökonomisch wie kulturell als ‘das Andere’ der Ökonomie in einem ökonomisch-gesellschaftlichen ‘Außen’ verortet, um sie dann anzueignen und in Wert zu setzen (ebd.: 68).² Brigitte Aulenbacher

2 Dies wird auch unter dem so genannten Landnahmtheorem diskutiert, dass besagt, dass jeder Wachstumsschub des Kapitalismus durch neue „Landnahmen“ verstanden werden muss, bei der neue Ressourcen, Territorien oder soziale (Care)Verhältnisse in Wert gesetzt werden (Dörre 2019). Insbesondere in feministisch-theoretischen Diskursen (Soiland 2018) wird dabei der Fokus auf Geschlechterverhältnisse, Körper und Sorge-Arbeit gelegt, d.h. wie sie durch kapitalistische Landnahmen angeeignet bzw. neu formatiert werden, um dadurch neue Akkumulationsmöglichkeiten der

spricht daher bezüglich dieser gesellschaftlichen Aneignung sozialer und natürlicher Ressourcen von einer allgemeinen „strukturelle[n] Sorglosigkeit“ (2020: 130), die der aktuellen Wirtschaftsweise aufgrund ihrer Wachstumsgetriebenheit und Externalisierung inhärent ist und die somit strukturell nicht nur Krisen des Sorgens, sondern auch eine „Tendenz zur ökologischen Krise“ (Fraser 2024: 66) aufweist. Heute werden Care-Tätigkeiten zwar zunehmend kommodifiziert, jedoch lassen sich auch darin Tendenzen einer Externalisierung der Kosten erkennen, wenn etwa Pflege in der imperialen Lebensweise durch transnationale Sorgketten organisiert und an migrantische Pflegekräfte ausgelagert wird (Wichterich 2021).

Wie genau sich diese makrostrukturellen globalen Ausbeutungs- und Externalisierungsweisen und die sie abstützenden Geschlechter- und Naturverhältnisse im Alltag der Subjekte niederschlagen, welche Aneignungsprozesse hier stattfinden, ist u.E. nach wie vor eine offene Frage. Bei Brand und Wissen selbst fällt diese Vermittlung zum Teil etwas schematisch aus, wenn sie diese im Rückgriff auf den Bourdieuschen Habitusbegriff als Einschreibung oder Manifestation gesellschaftlicher Verhältnisse im Denken und Fühlen der Einzelnen beschreiben (Brand/Wissen 2017: 48-51; 59f.). Zwar sprechen sie sich gegen ein deterministisches Verständnis des Habitus aus (ebd.: 56) und betonen ein „Ringens“ um die imperiale Lebensweise im Alltag (ebd.: 59). Wie genau jedoch gesellschaftliche Strukturen am „Begehren“ (ebd.: 58) ansetzen, welche Widersprüche und Konflikte aufgrund unterschiedlicher gesellschaftlicher Positionierungen im Alltag damit verbunden sein können, bleibt offen.

Geschlechtertheoretische Anschlussdiskussionen an das Konzept der imperialen Lebensweise sind insbesondere rund um das Konzept der Caring Masculinities entstanden (siehe die Beiträge in Scholz/Heilmann 2019). Knapp zusammengefasst gehen Sylka Scholz und Andreas Heiland in ihrem Konzept der Caring Masculinities zunächst von der Herausbildung einer hegemonialen Männlichkeit (Connell 2015) aus, deren Kern die Vorstellung eines autonomen Subjekts impliziert, dass jegliche „grundlegenden Abhängigkeiten von sorgenden Tätigkeiten, aber auch von einer natürlichen Umwelt“ negiert (Heilmann/Scholz 2017: 345). Entsprechend sehen sie gerade in einer Transformation von Männlichkeit, die Care/Sorge in männliche Selbst- und Weltverhältnisse integriert, einen entscheidenden Hebel für die Transformation kapitalistisch-sorgloser Wachstumswänge hin zu einer sozial wie ökologisch sorgreicheren Wirtschaftsweise (etwa im Rahmen solidarischer, commonsbasierter Gemeinwohl- und Care-Ökonomien).

kapitalistischen Produktionsweisen zu generieren. Gleichzeitig erzeugen sie aber auch neue Widersprüche, die dann allerdings privat bearbeitet werden müssen.

Doch auch dieser Vorschlag lässt einige Fragen offen, so hat gerade Letzteres eine Reihe an Einwänden produziert. Auch wenn wir der Debatte sehr viel abgewinnen können, wollen wir auf einige Fallstricke dieser Lesart hinweisen:

1. Verengung auf die Transformation einer sozialen Gruppe: Mit Fokus auf Caring Masculinities besteht die Gefahr, die Transformation gesellschaftlicher Natur- und Sorgeverhältnisse gruppistisch zu verengen, und damit auf die Veränderung individueller Lebensweisen und Konsummuster männlich sozialisierter Individuen zu verkürzen.
2. Fehlende Vermittlung von Männlichkeit und gesellschaftlichen Naturverhältnissen im Alltag: Wie im Konzept der imperialen Lebensweise bleibt auch im Konzept der Caring Masculinities die Vermittlung gesellschaftlicher Verhältnisse im Alltag eher schematisch. Die Wirkmächtigkeit der imperialen Lebensweise sowie die darin eingelassenen hegemonialen Männlichkeitsentwürfe sind u.E. nach im Alltag der Einzelnen deutlich widersprüchlicher und konflikthafter, als es zum Teil in der Annahme einer einfachen Übernahme sowie der Transformation imperialer männlicher Produktions- und Konsummuster den Anschein erweckt. Die sozial wie psychisch vielschichtigen und eigensinnigen Aneignungsweisen, nicht nur von Männlichkeit, sondern auch von Fürsorge, geraten damit tendenziell aus dem Blick.
3. Idealisierung von Sorge: Drittens wäre zu untersuchen, mit welchen normativen Aufladungen die Integration von Care in das eigene vergeschlechtlichte Selbst- und Weltverhältnis vollzogen wird. Denn eine solche Integration muss nicht per se schon einen Transformationshorizont eröffnen, sondern kann mit Idealisierungen (und Abwertungen) von Sorge verknüpft sein. Ganz ähnlich erkennt Stefanie Graefe in neueren Sorgepraktiken nicht per se einen Wandel imperialer Lebensweisen, sondern eher eine weitere Facette des 'flexiblen Selbst' (Graefe 2019: 230).

Diese kritischen Sensibilisierungen sollen jedoch keineswegs das Anliegen selbst über Bord werfen, der Wirksamkeit wie auch der Transformation von Geschlechter- und Naturverhältnissen auf der Ebene des Alltags nachzugehen. Vielmehr lässt sich eine imperiale Männlichkeit nun ausgehend davon folgendermaßen konturieren:

Mit imperialer Männlichkeit ist das Zusammenspiel und die Gleichzeitigkeit von hegemonialer Männlichkeit und imperialer Lebensweise im Alltag angesprochen, wie es im so genannten globalen Norden entstanden und vorherrschend ist. Imperiale Männlichkeit als caretheoretische Erweiterung der imperialen Lebensweise meint dann die Negierung sowie Externalisierung sozialer und natürlicher Voraussetzungen, die die Reproduktion des Lebens allgemein betreffen.

Imperiale Lebensweisen, die Wohlstand sowie Vorstellungen des 'guten Lebens' an die Vernutzung und Aneignung natürlicher und sozialer Lebensgrundlagen binden, haben somit eine vergeschlechtlichte Form. Sie zeigt sich auf der Ebene der Subjekte in Form des Ideals des männlich-autonomen 'sorglosen' Subjekts, das die grundsätzliche Verwiesenheit nicht nur auf die natürliche Mitwelt, sondern auch auf andere Menschen im Alltag zugunsten von Selbstbeherrschungs- wie Naturbeherrschungsphantasien abspaltet. Abgespalten werden damit letztlich grundsätzliche existenzielle Bedingungen und Begrenzungen des Lebens, die sich aus dem „Werden und Vergehen des Lebens“ (Klinger 2013: 83), d.h. aus der Natalität sowie der Endlichkeit alles Lebendigen ergeben (Rendtorff 2024: 63).

Sowohl hegemonialer Männlichkeit als auch der imperialen Lebensweise liegen also eine ähnliche Aneignungs- und Auslagerungsstruktur zugrunde, in beiden Fällen hat man es mit gesellschaftlichen wie subjektiven Externalisierungs- und Abspaltungsprozessen zu tun, die miteinander verflochten sind und sich aktuell verstärken, wie Cara New Daggett in der gegenwärtigen autoritären Petromaskulinität (2024) aufzeigt. So zeichnet sich Petromaskulinität gerade dadurch aus, dass sich im Begehren nach einer imperialen fossilistischen Lebensweise eben auch der Wunsch nach Zugehörigkeit zu einer hegemonialen Geschlechterordnung zeigt, in der Geschlechterhierarchien – und damit auch Sorgeverhältnisse – beibehalten oder diese neu zu etablieren versucht werden. Es ist daher gerade auf der Ebene des Alltags notwendig, vergeschlechtlichte und imperiale Lebensweisen in ihrem Zusammenspiel sowie ihren Differenzen analytisch in den Blick zu nehmen.

Imperiale Männlichkeit ist dabei allerdings nicht auf männlich sozialisierte Individuen zu determinieren. Subjekttheoretisch muss vielmehr davon ausgegangen werden, dass sie unterschiedliche normative Leitbilder und Lebensweisen hervorbringt. Neben unterschiedlichen Männlichkeiten – etwa auch weniger autoritäre, die eher an ökologischer Modernisierung orientiert und darin aber ebenso ökonomischen Wachstumslogiken wie Sorglosigkeiten verpflichtet bleiben – können auch weiblich konnotierte, mit Sorge verknüpfte Lebensweisen nicht schon per se als Gegenentwurf zur imperialen Männlichkeit verstanden werden.³ Das

3 So ist etwa auch die gegenwärtige und mit Sorge verknüpfte Klimaschutzdebatte nicht von männlich konnotierter Rationalität befreit. Denn auch das 1,5°C-Ziel impliziert die technizistische Vorstellung der Erde als eine Art Klimaanlage, bei der ein bestimmtes Klima auf Dauer gestellt werden könne. Hierin drückt sich nicht zuletzt der von Aulenbacher (2020: 135) kritisierte alltägliche „Anerkennungsvorsprung der als rational und männlich konnotierten Welt der Technik“ aus und zeigt, wie tief hegemoniale geschlechtsbezogene Denk- und Handlungslogiken in den Klimaschutzdiskursen eingelassen sind.

normative Leitbild der fordistischen Hausfrau gehörte etwa genauso zum festen Bestandteil der Konsum- und Wachstumsgesellschaft, wie ihr Gegenstück, der männliche Ernährer (Graefe 2019: 227 f.). Daneben müssten heute insbesondere all jene postfordistischen flexibilisierten (weiblichen, männlichen und diversen) Lebensweisen als Dimensionen der imperialen Männlichkeit analysiert werden, die ebenso auf der Ausblendung der eigenen reproduktiven und natürlichen Grundlagen im Alltag beruhen. Eine Kritik an imperialer Männlichkeit und ihrer Wirkmächtigkeit muss daher diese unterschiedlichen vergeschlechtlichen Positionierungen innerhalb imperialer Lebensweisen berücksichtigen.

Wie genau imperiale Männlichkeit im Alltag vermittelt ist, sollte dabei stärker konflikttheoretisch gerahmt werden. Auf der Ebene des Alltags sind Leitbilder wie das der Petromaskulinität sicherlich kaum in 'Reinform' zu finden. Anstelle der Annahme einer einfachen Übernahme imperialer männlicher (Re-)Produktions- und Lebensweisen gilt es, die widersprüchlichen und konflikthaften Aneignungs- und Umgangsweisen im Alltag in den Blick zu nehmen. Gesellschaftliche und subjektive Strukturen stehen „in einem vielfach gebrochenen, undurchsichtigen Verhältnis zueinander“ (Bereswill 2014: 196). Im Anschluss an Mechthild Bereswill verstehen wir Imperiale Männlichkeit daher weniger als Ankerpunkt für eine stabile Identität, sondern vielmehr als Konfliktkategorie (ebd.). Sie steht für eine (Re-)Produktions- und Lebensweise, die für die Einzelnen mit hoch ambivalenten und affektiv besetzten (Nicht-)Aneignungsprozessen verbunden ist. Warum die Einzelnen dennoch häufig an dieser offensichtlich schädlichen und die eigenen Lebensgrundlagen zerstörenden Lebensweise festhalten, verweist auf ihre subjektive Verankerung (vgl. ähnlich auch Brand/Görg 2022), die sowohl über eine gesellschaftlich etablierte „Culture of Uncare“ (Weintrobe 2023) befördert wird, als auch individuell und lebensgeschichtlich unterschiedlich abgestützt wird.

Auf diese Weise können gesellschaftliche Transformationsprozesse stärker in ihrer konflikthaften Dynamik wahrgenommen werden. Die (Re-)Aktivierung autoritärer Männlichkeit in der ökologischen Krise lässt sich aus konflikttheoretischer Perspektive weniger als erfolgreiche Reproduktion der immergleichen hegemonialen Männlichkeit verstehen, sondern sie ist, wie auch Daggett (2024: 24) betont, vielmehr eine Reaktion auf die Destabilisierung dieser. Männliche Dominanz stellt gegenwärtig „keine fraglos akzeptierte und gesellschaftlich bruchlos gestützte Größe mehr“ (Bereswill 2014: 195) dar, weshalb das Festhalten daran wie auch ihre Transformation innerhalb dieser Konflikte um gesellschaftliche Veränderungen verortet werden müssen.

In diesem Sinne sehen wir durchaus auch das „transformative Potenzial“, dass Heilmann und Scholz mit Bezug auf Cornelia Klinger in einer gesellschaftlichen

Orientierung an Sorge (Heilmann/Scholz 2017: 350) erkennen. Allerdings sind wir weitaus skeptischer gegenüber der Idee einer 'fürsorglichen Männlichkeit' als transformatorischem Ansatzpunkt. Care findet – gerade auch in ihrer wohlfahrtsstaatlich vermittelten Form – häufig in asymmetrischen, ungleichen Beziehungen statt und berührt u.a. schmerzliche Themen wie Abhängigkeit, Verletzlichkeit, die Vergänglichkeit des Leibes usw. (Rendtorff 2024). Sie ist somit nicht als ein rein positives und harmonisches Antwortgeschehen zu verstehen, ist doch in der Anerkennung des Anderen als verletztlich, bedürftig usw. auch eine Verkennung des Anderen angelegt (Hünersdorf 2021: 49). Eine Perspektive auf den Alltag müsste diese inhärenten Ambivalenzen wie auch strukturellen Bedingungen von Care stärker sichtbar machen, um ausgehend von den damit verbundenen Konflikten nach einer Transformation von Lebensweisen zu fragen.

3. Ausblick

Das Konzept der imperialen Lebensweise eröffnet u.E. einen Zugang zur Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse, weil es zeigt, wie deren Stabilisierung gerade im Alltag der Subjekte erfolgt – also auf einer Ebene, die für die Soziale Arbeit besonders zentral ist. Damit scheint es uns gerade auch für Soziale Arbeit als ein fruchtbarer Anknüpfungspunkt. Ergänzt um caretheoretische Perspektiven, die das Zusammenspiel von Geschlechter- und Naturverhältnissen in den Blick nehmen, rücken hierbei nicht nur deren Stabilisierung, sondern insbesondere auch die Kämpfe und Konflikte im Alltag in den Fokus. Das Konzept der imperialen Männlichkeit kann auf diese Weise helfen, das Ineinandergreifen von Geschlechter- und Naturverhältnissen in den alltäglichen Abspaltungen und Negierungen reproduktiver Dimensionen von Lebensweisen besser zu verstehen und zu hinterfragen. Auseinandersetzungen in diese Richtung sind auch bei Böhnisch (2020) oder bei Schramkowski und Klus (2022) zu finden, die für einen erweiterten Care-Begriff plädieren, der soziale und ökologische Abhängigkeitsverhältnisse und auch die darin eingewobene Verletzlichkeit und Sterblichkeit von Menschen sichtbar und politisierbar macht. Entscheidend wird hier sein, nicht in die oben genannten Fallstricke zu tappen, d.h. insbesondere die Orientierung an einer Integration von Care in Selbst- und Weltverhältnisse nicht individualistisch und idealistisch in neue Lebensführungsanforderungen aufzulösen, die dann durch Soziale Arbeit hervorgebracht werden sollen. Gerade für ihre Adressat:innen wäre in diesem Sinne entscheidend, dass solche Ansätze nicht auf ein reines Menschenverbesserungsprogramm verkürzt werden. Stattdessen sind sie an dem Leiden auszurichten, dass durch die Krise der natürlichen und sozialen

Reproduktion verursacht wird wie an den damit verbundenen Konflikten, die sich dadurch im Alltag auf tun.

Die erfolgreiche Etablierung von Sozialer Arbeit als wohlfahrtsstaatlicher Erbringung von Care-Arbeit lässt sich durchaus ein Stück weit als Anerkennungsgeschichte der Notwendigkeit von Care als reproduktiver Grundlage menschlichen Lebens interpretieren. Zugleich ist eine solche Anerkennung stets prekär und umkämpft geblieben (Heite 2008). Eine strukturelle Sorglosigkeit zeigt sich auch hier, zuletzt in den starken Ökonomisierungsbestrebungen der letzten Jahrzehnte, die Sorgekrisen hierzulande wie anderswo eher verschärft haben und auch innerhalb Sozialer Arbeit instrumentelle und deprivierte Formen der Sorge befördert haben (Hünersdorf 2021; zu den Kämpfen siehe Dück 2021). Die Krise gesellschaftlicher Naturverhältnisse erfordert zukünftig sehr grundlegende gesellschaftliche Transformationen, die sozialen und kulturellen Konflikte darum sind längst im Gange (Mau et al. 2023; Eversberg et al. 2024). Werden Klimakrise und Sorgekrise gemeinsam als Krise der Sicherung sozialer und natürlicher Reproduktion verstanden, könnte dies auch politisch-strategische Bündnisse und Allianzen eröffnen, die notwendig sind, um in den gegenwärtigen Transformationskonflikten ökologische und soziale Dimensionen nicht gegeneinander auszuspielen und ökologische Nachhaltigkeit zusammenzudenken mit einer gesellschaftlichen Absicherung guter Sorge und Versorgung.

Literatur

- Aulenbacher, Brigitte 2020: Auf neuer Stufe vergesellschaftet: Care und soziale Reproduktion im Gegenwartskapitalismus. In: Becker, Rainald/Binner/Kristina/Décieux, Fabienne (Hrsg.): Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus. Wiesbaden: 125-147
- Bauhardt, Christine 2018: Ökofeminismus und Queer Ecologies: feministische Analyse gesellschaftlicher Naturverhältnisse. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Geschlecht und Gesellschaft.
- Bereswill, Mechthild 2014: Geschlecht als Konfliktkategorie. In: Behnke, Cornelia / Lengersdorf, Diana/Scholz, Sylka (Hrsg.): Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen. Wiesbaden: 189-199
- Brand, Ulrich/Wissen, Markus 2017: Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur in Zeiten des globalen Kapitalismus. München
- Brand, Ulrich/Görg, Christoph 2022: Gesellschaftliche Naturverhältnisse. In: Gottschlich, Daniela/Hackfort, Sarah K./Schmitt, Tobias/von Winterfeld, Uta (Hrsg.): Handbuch Politische Ökologie. Theorien, Konflikte, Begriffe, Methoden. Bielefeld: 37-50

- Connell, Raewyn 2015: Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Wiesbaden
- Daggett, Cara 2024: Petromaskulinität. Fossile Energieträger und autoritäres Begehren. Berlin
- Diezinger, Angelika 2008: Alltägliche Lebensführung: Die Eigenlogik alltäglichen Handelns. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: 221-226
- Dück, Julia 2021: Soziale Reproduktion in der Krise. Sorge-Kämpfe in Krankenhäusern und Kitas. Weinheim
- Eversberg, Dennis/Fritz, Martin/von Faber, Linda/Schmelzer, Matthias 2024: Der neue sozial-ökologische Klassenkonflikt. Mentalitäts- und Interessengegensätze im Streit um Transformation. Frankfurt a.M./New York
- Fraser, Nancy 2024: Klima des Kapitals – Für einen transökologischen Öko-Sozialismus. In: Neckel, Sighard/Lenz, Sarah/Degens, Philipp (Hrsg.): Kapitalismus und Nachhaltigkeit. Frankfurt/New York: 61-101
- Graefe, Stefanie 2019: Neue Männer braucht die Welt? Drei Fragen an den Diskurs um Caring Masculinities. In: Scholz, Sylka/Heilmann, Andreas (Hrsg.): Caring Masculinities?: Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften. München: 225-235
- Heilmann, Andreas/Scholz, Sylka 2017: Caring Masculinities – gesellschaftliche Transformationspotentiale fürsorglicher Männlichkeiten? In: Feministische Studien, Jg. 35, Heft 2: 345-353
- Heite, Catrin 2008: Soziale Arbeit im Kampf um Anerkennung. Professionstheoretische Perspektiven. Weinheim
- Hünersdorf, Bettina 2021: Betreuung als „entleerte“ Sorge? Ein phänomenologisch-existenzialanalytischer Versuch. In: Bilgi, Oktay/Sauerbrey, Ulf/Stenger, Ursula (Hrsg.): Betreuung – ein frühpädagogischer Grundbegriff? Weinheim/Basel: 46-59
- Klinger, Cornelia 2013: Krise war immer...Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilung in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Appelt, Erna/Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: 82-104
- Mau, Steffen/Lux, Thomas/Westheuser, Linus 2023: Triggerpunkte: Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft. Berlin
- Rendtorff, Barbara 2024: Die Sorge neu denken. In: Hartmann, Anna/Windheuser, Jeannette (Hrsg.): Pädagogik als Sorge? Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung, Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung. Opladen/Berlin: 59-72
- Rössel, Jörg/Otte, Gunnar (Hrsg.) 2011: Lebensstile in der Soziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft, Jg. 51. Online verfügbar unter: https://kzfss.uni-koeln.de/sites/kzfss/pdf/SH_51-2011.pdf
- Scholz, Sylka/Heilmann, Andreas 2019: Männlichkeit – ein Thema der Degrowth-Bewegung? Plädoyer für eine Perspektivenvertiefung. Hrsg. v. Institut für ökologische

- Wirtschaftsforschung GmbH. Online verfügbar unter: <https://www.postwachstum.de/maennlichkeit-ein-thema-der-degrowth-bewegung-20190226>
- 2019: Caring Masculinities?: Männlichkeiten in der Transformation kapitalistischer Wachstumsgesellschaften. München
- Soiland, Tove 2018: Soziale Reproduktion und Neue Landnahme: ein feministischer Zugang. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich, Jg. 38, Heft 150: 85-112
- Weintrobe, Sally 2023: Psychische Ursachen der Klimakrise. Neoliberaler Exzeptionalismus und die Kultur der Achtlosigkeit. Gießen
- Werlhof, Claudia von/Mies, Maria/Bennholdt-Thomsen, Veronika 1983: Frauen, die letzte Kolonie. Reinbek
- Wichterich, Christa 2021: Covid-19, Care und die Krise als Chance. Zur Aktualisierung des Konzepts der imperialen Lebensweise. In: Prokla 205, Jg. 51, Nr. 4: 755-766
- Wissen, Markus 2022: Systemische Externalitäten. Über die sozial-ökologischen Kosten der kapitalistischen Produktionsweise. In: Bruschi, Valeria/Zeiler, Moritz (Hrsg.): Das Klima des Kapitals. Gesellschaftliche Naturverhältnisse und Ökonomiekritik. Berlin: 14-228

Marie Frühauf

E-Mail: fruehauf@uni-wuppertal.de

Marcel Schmidt

E-Mail: marcel.schmidt@h-da.de